

## Wurzeln

Winter. Es ist kurz nach halb acht, die früh einbrechende Dunkelheit hat das fahle Grau der Nachmittagsdämmerung längst geschluckt. Die Schatten zweier schemenhaft erkennbarer Gestalten bewegen sich langsam auf die Hütte zu. Der Lichtstrahl ober der Stalltür ist zu schwach, um sich mit dem Schein der Lampe des Wohnhauses zu vermengen. Die Unberechenbarkeit des schmalen, vereisten Fußsteiges zwischen den Gebäuden ringt den zwei Gestalten jedesmal Geschick und Bedächtigkeit in der Schrittwahl ab.

Der Arbeitstag ist wieder lang geworden. Um alles zu erledigen, was hier momentan zu erledigen wäre, dafür reicht das Tageslicht bei weitem nicht aus. Denn neben der üblichen Bauersarbeit, die auch im Winter manches Mal nur magere Ruhepausen gönnt – vorausgesetzt, man sieht die Arbeit – ist Ernst, der Jungbauer an diesem Hof, mit dem Umbau des Stalles beschäftigt. Keine Kleinigkeit, nicht nur wegen der Lage im Steilhang hoch über dem Dorf, sondern vor allem wegen des für größere Bauarbeiten schwer zugänglichen Geländes rund ums Gebäude. Es galt das Kunststück zu vollbringen, den Holzaufsatz über dem renovierungsbedürftigen Stall, also den gesamten Stadel so abzusichern und zu stützen, dass das darunterliegende Gemäuer erneuert werden kann.

„Einige haben uns geraten, den gesamten Stadel abzutragen und dann wieder zusammzusetzen. Aber wir haben ja nicht mal die passende Ablagefläche für soviel Holz, hier, wo alles so steil ist“, sagt der Jungbauer. Ernsts Mutter schüttelt den Kopf. „Wenn wir gewusst hätten, welche Arbeit da auf uns zukommt... und immer noch ist

so viel zu tun.“ Sie ist auf Nachfrage gern bereit, durch die Baustelle zu führen, außen und innen. Mit vielen nachgestellten Entschuldigungen. „Vorsicht, der Steig ist haal (schlüpfrig) vom Eis, wir sollten hier etwas austreuen.“ – „Man sieht das Loch vom Aushub hier nicht so gut. Der Ernst sollte eine Taschenlampe holen.“ – „Im Stall hier ist halt alles noch durcheinander. Wir sind noch nicht fertig.“ Nachher in der Bauernstube machen wir es uns am Ecktisch im Hergottswinkel gemütlich. An der Holzwand hängt ein Sterbebild vom alten Bauer, der vor einem Jahr das Zeitliche gesegnet hat.

Auf der Ofenbank sitzt Ernsts Schwester, der Blick schweift zwischen jenem ihres jungen Besuchers vom Nachbardorf und dem Fernseher hin und her. Samstagabend-Talkshow als Rahmen für das private Rendezvous. Die Mutter stellt jetzt dem seltenen Gast etwas zum Trinken auf den Tisch. Speck und Käse und hartes Bauernbrot werden folgen. Zwischendurch setzt auch sie sich an den Ofen, den Buckel im Warmen, und schnappt ein paar Bilder aus anderen Welten auf. Gleichzeitig verfolgt sie unser Gespräch am Tisch mit, ohne es zu versäumen, auch mal ihre Sichtweise der Dinge darzulegen. Sie ist auffallend gesprächig, mit einer freundlich-angenehmen Offenheit, die erahnen lässt, dass sie auch schon zu Lebzeiten ihres Mannes ein Wörtl mitzureden hatte. Bedächtiger und ausgesprochen ruhig wirkt dagegen Ernst. In seinem Tonfall liegt immer eine Spur höflicher Zurückhaltung. Mein Blick schweift im Raum umher. Ernst legt dies auf seine Weise aus: „Auch hier am Haus wär noch viel zu tun, zu erneuern und zu verbessern. Aber

ARUNDA  
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT

alles gleichzeitig geht halt nicht. Und es ist halt auch immer eine Geldfrage. Wir haben schon beim Stall lange überlegt, ob wir uns überhaupt getrauen können.“ Solange alle am Hof irgendwie mithelfen, könne auch Geld „eingespart“ werden. Sparen heißt hier momentan etwas weniger Schulden machen. Hauptsächlich ist Ernst aber auf sich und seine Mutter gestellt. Er könne es auch verstehen. Es sei eben nicht mehr so wie früher, als die Geschwister oft länger auf dem Hof blieben oder als es auch andere Hilfskräfte, Knechte und Mägde gab. Heutzutage müssten sich die Geschwister bald nach der Mittelschule um eine berufliche oder weitere schulische Ausbildung kümmern. Seine Aufgabe sieht Ernst nun darin, den Hof wieder etwas in Gang zu bringen, ihn für die heutigen Erfordernisse rentabler zu machen. „Da hat mein Vater halt lange gezögert und sich nicht richtig drangetraut. Aber auf einem Hof kann man nicht eine Generation lang mit Ausbesserungen warten.“

Wirklich rentabel, wie man es heute verstehe, könne ein Hof in dieser Größe gar nicht sein. Aber bei Ernst spielt nicht nur die wirtschaftliche Überlegung eine Rolle, auch wenn diese die wesentliche Grundlage für das Fortbestehen des Gutes bleibt. „Es ist halt so, ich bin hier geboren, hier aufgewachsen, das ist meine Heimat, ich fühle mich hier zu Hause. Und das hat auch seinen Wert.“

In die „Lehre“ geht auch Ernst wieder. Schon seit längerem beschäftigt er sich – mehr hobbymäßig, weil es ihm gefällt – mit Handarbeiten rund ums Holz, genauer mit dem Schnitzen von Gefäßen, Tellern, Schüsseln und dergleichen. „Seit zwei Jahren“, berichtet er, „gehe ich auch in die Winterschule“.

Die „Winterschule“ ist der engagierte und mutige Ver-

such, gerade die bäuerliche Bevölkerung wieder verstärkt auf traditionelle Fertigungsweisen mit einheimischen Rohstoffen – Holz, Wolle, Flachs – zurückzubedenken. In zwei getrennten Gruppen wird drei Jahre lang – über den Winter, wenn die Leute mehr Zeit haben – gearbeitet und gelernt, was alles aus diesen Rohstoffen gemacht werden und wie man daraus auch neue Erwerbsquellen aufbauen kann. Ernst hat sich seinen Interessen gemäß für die Gruppe rund ums Holz gemeldet und zeigt nun auch mit Stolz auf einige Werkstücke: ein kunstvoll gedrechselter Kerzenständer mit eingeschnitzten Mustern, eine Faschingsmaske, Gefäße. „Beim Umbau des Stalles habe ich an der Unterseite eigens mehr ausgehoben, um noch einen zusätzlichen Raum für diese Arbeit zu gewinnen. Da kann ich dann einige Maschinen unterbringen“, ist Ernst schon wieder Zukunftsplänen verfallen.

Nicht alle Bauern sind von dieser Art Erwerbsquelle und der Winterschule überzeugt. Viele meinen, das sichere Geld könne nur durch den Milchverkauf eingefahren werden. Und dies bedeute eben, sich entsprechend viele Kühe und entsprechend viel Futtermittel zu beschaffen. Nicht nur das von den eigenen Wiesen und nicht nur Heu und Grummet.

Bevor Ernst mit dem Umbau des Stalles begonnen hat, ließ er durch die Wiese einen Weg graben. „Ich habe noch meinen Vater dazu gedrängt. Zuerst war das immer eine unglaubliche Arbeit, mit der Krax alles zusammentragen. Jetzt kann ich mit dem Transporter hinunter, ich muss das ja fast alles allein machen.“

Ob ihm die Holzschnitzerei einmal genügend zusätzliches Geld einbringen wird, weiß der junge Bauer noch nicht. Er hat auch schon einmal einen Winter lang im nahegele-

ARLINDA  
SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT  
RÜCK EIN AUS BLICKE

genen Skigebiet gearbeitet – „da bin ich immer in der Nacht mit der Schneekatz gefahren“ – und dabei auch einiges verdient. Sicher, Geld habe es schon etwas gebracht, aber neben der Arbeit am Hof auch noch die Nacht unterwegs sein, das sei auf Dauer doch anstrengend gewesen. Nun hätte er sowieso keine Zeit mehr dafür bei all dem, was an Arbeit beim Umbau anfalle.

Dem Ernst wird im beginnenden Frühjahr jedenfalls keiner mit dem stänkerischen Spruch kommen können, dass „im Langes (Frühjahr) die Bauern wieder gehen lernen müssen“.

## Veränderungen

Ernsts Hof ist, wie mittlerweile fast alle Höfe in Ulten, mit dem Auto erreichbar. Der Bau von Erschließungsstraßen wurde in den sechziger und siebziger Jahren stark vorangetrieben und setzte eine Welle von Veränderungen in Gang. Mit der Straße kamen die Maschinen. Zuerst die Mähmaschine, dann der Kleintransporter. Ebenso kamen die Baumaterialien, die für eine „Sanierung“, die „kleine“ oder die „große“, an den Häusern benötigt wurden.

Die verrußte, dunkle „Selchkuch“ wich einer modernen Küche. Es entstanden sanitäre Anlagen mit Spülklo, Bad und Waschbecken. Das „Häusl“ oder Plumpsklo am Ende des „Glanders“ (Söllers) in zugiger Lage hatte somit fast überall ausgedient.

Wer sich gar an die „große“ Sanierung heranwagte, kramelte auch den Keller und das obere Stockwerk (die Biabler- und Madlerkammern) um, ja gab sogar der „Hochdill“ unter dem Dach, wo neben allerlei anderem

Zeug die Brotkisten und das gedörrte Laub auf hungrige Mäuler (von Mensch und Tier) warteten, ein neues Aussehen.

Dieser ersten Welle der Modernisierung folgte bald eine zweite, vor allem, was die Ausstattung mit technischen Geräten anbelangt. Miststreuer, Ladewagen, „Suurponzen“. Nicht alle Städel waren für Transporter oder Ladewagen geeignet. Schon der Eingang zum Tennen (Scheunenboden) war vielfach zu niedrig, ein, zwei Rundhölzer mussten also herausgeschnitten werden. Der Tennen selbst bot nicht genügend Platz, vor allem in der Höhe. Die „untern Birln“, lange, hözerne Stangen zwischen Tennen und Dach, mussten und konnten weichen. Ihren althergebrachten Zweck als Getreidelager erfüllten sie schließlich auch immer weniger. Das „Setzen“ der Garben hat längst nicht mehr jeder Jungbauer in Ulten erlernen müssen. Das Dreschen, einmal wichtiger Bestandteil des bäuerlichen Arbeitsjahres – meist um Allerheiligen, wenn andere wichtige Arbeit schon beendet war – wird vielleicht noch anlässlich mancher folkloristischer Veranstaltung dargeboten. Dem Sprachgebrauch der jüngeren Leute aber ist selbst das Wort „verdreschen“ schon fast entglitten, obwohl die damit bezeichnete Tätigkeit noch keineswegs in Vergessenheit geraten ist.

Mit zunehmender Mobilität rund um den Hof ging gleichzeitig der Grad an Selbstversorgung zurück. Vordem noch selbstverständlich: 1/3 Acker, 2/3 Wiesen; Korn, Roggen, Weizen, Gerste, Hafer und Runen für Mensch und Vieh; den ganzen Winter „Wurz“ (Karotten) und zwei Fässer Kraut im Keller. Dann begann das „Milchstellen“. Bares Geld lockte. Die Milch floss nun immer weniger in hausgemachte Butter und in würzigen Käse, in die Mästung

von quietschenden Fockn und bockenden Stierlein; sie floss nun – lange Zeit mit der Seilbahn, heute fast überall mit dem Lastwagen – zu den Sammelstellen entlang der Hauptstraße, wo die Milchwägen der großen städtischen Sennereibetriebe aufluden, was in den darauf folgenden Tagen in „veredelter“ Form und teurer wieder zurück ins Tal befördert werden sollte.

So weit konnte (und kann) jeder Bauer rechnen: Mehr Milch bringt mehr Geld. Um das notwendige Futter für mehr Kühe zu beschaffen, wandelte man die Äcker in Wiesen um. Das hieß gleichzeitig auch weniger schwere Arbeit, und niemandem sei es übel genommen, dass man der nicht nachtrauerte. Fehlendes Heu wurde mit Kraftfutter ergänzt. Und plötzlich stimmte die Stallgröße nicht mehr. Die Milchammer wurde zur Pflicht, warum also nicht gleich den Stall vergrößern? Damit hat sich auch die Fütterungsart verändert. Früher begab sich der Bauer zum Füttern auf den Tennen, um dort zunächst in feiner Ordnung und Reihenfolge einzelne Häufchen („Bische-ler“) herzurichten – das Heu mengenmäßig mit untrüglichen Augenmaß und Feingefühl auf die Bedürfnisse eines jeden Tieres abgestimmt. Dann das Öffnen der „Schopflöcher“, das bedachte Hinunterschieben des Futters in die untere, wärmere Etage, während oben ein kalter, spitzer Zug über den Rücken strich. Heute steht der Bauer vor großen Betontrögen, die sich durch den ganzen Stall ziehen und eine bequeme Verabreichung aller bekannten und unbekanntenen „Speisen“ ermöglichen – die dicken Bäuche der Silobehälter stehen dicht daneben.

Die Zeiten ändern sich: Früher war das Heu knapp, das Abweiden der „Sommerwiesen“ in höheren Lagen half, um ausreichend „gutes Heu“ als Wintervorrat anzurei-

chern; Heuzukauf war nicht üblich, Heunot galt aber als Makel. Heute kriechen schon im Herbst an frühen Morgenstunden schwerbeladene Sattelschlepper die Serpentina der Ultner Straße empor, um ihre geballten Ladungen aus der Poebene an den Bauer zu bringen. Im Herbst ist das Heu am billigsten, und dass das eigene nicht reichen wird, ist schon von Anfang an einkalkuliert.

Von der Südseite des Ultentales hat man an manchen Stellen freien Ausblick auf weite Rodungs- und Siedlungsflächen, die dem gesamten Nord- und Sonnenhang eine beinahe archaische Prägung verleihen – die zahlreichen Linienführungen der Straßen einmal weggedacht. Vor noch gar nicht vielen Jahren bot sich zur Erntezeit dem Auge ein beeindruckendes Farbenspiel: das Wogen der Getreideähren in schillernden Goldschattierungen. Die Gelbtöne sind vielfach einem Grün an Grün der gülle- und kunstmistgedüngten Wiesen- und Weideflächen gewichen.

ARUNDA

SÜDTIROLER KULTURZEITSCHRIFT  
RÜCK EIN AUS BLICKE